Linde

Von Friedrich Alfred Schmid Noerr

Vor siebeneinhalb Jahrhunderten sang Herr Walther von der Vogelweide:

Unter der Linden
an der Heide
da unser zweier Bette was
da möget ihr finden
schön schön beide
gebrochen Blumen und das Gras
vor dem Walde in einem Tal ---

Das war zu einer Zeit gewesen, da gab es in Deutschland noch Lindenwälder: gewiß ein herrlicher Anblick, ein Schwelgen in Duft und goldgrün durchlichteten Schatten. Der Lindenwald ist bald hernach bei uns verschwunden. Ja, fast wäre die Linde wohl völliger Ausrottung anheimgefallen, hätte sie nicht jene denkwürdige Wandlung aus einem Waldbaum in einen Feld-, Dorf- und Stadtbaum durchgemacht, ähnlich, wie in unseren Tagen die scheue Waldamsel zum Garten- und Straßenvogel unserer Städte geworden ist. Dieser Umsiedelung der Linde verdanken wir nicht nur ihren Fortbestand, sondern auch das Fortleben einer einzigartigen Verbundenheit von Baumwesen und Seelentum. Die Linde hörte auf, ein Waldgemeinschaftsbaum zu sein, um als Einzelbaum zu einem heiligen Hutbaum menschlicher Gemeinschaften zu werden.

Freilich warnt vor Überschätzung des Volksempfindens gerade das Beispiel der Linde. Einer Mythologie der Nützlichkeit ist zu mißtrauen. Je größer der Nutzen, desto geringer die Scheu des instinktgetriebenen Menschen, sich technischer Vorteile so rücksichtslos als nur möglich zu bedienen. Die Linde bot verdoppelten Anlaß zu rücksichtsloser Raubwirtschaft: einmal gehört sie zum „tauben Holz“, das will sagen: die Linde ist kein Fruchtbaum. Ihr Waldnutzwert ist gering. Zum andern jedoch waren Lindenbast und Lindenholz allezeit hochbegehrt zu Flecht- und Webwerk wie zu Schild- und Hausgerät. Lindenbast ersetzte armen Leuten einst den pflegempfindlichen Lein; das dichte, dauerhafte, aber weiche, daher leicht bearbeitbare Holz ist ein unübertrefflicher Werkstoff in der Hand des Schreiners, Drechslers und Bildschnitzers.

Darüber hinaus freilich ist der wunderbare Baum reich an Geheimnissen. Schon der Name der Linde birgt ein sprachliches Geheimnis. Der Ursprung des Wortes ist umstritten. „Lind“ und „Lint“ sind schwer

unterscheidbare Sprachwurzeln. „Lind“ heißt nicht nur der Baum, sondern auch der Schild, auch die Bastbinde wird „Lind“ genannt. Das könnte, als Bezeichnung des Teils für das Ganze, noch hingehen. „Lind“ bedeutet indessen soviel wie weich, geschmeidig, nachgiebig; nach Grimm ferner auch: glänzend, von Schönheit schimmernd. Schlangen und Frauen sind „lind“ genannt, wo sie in Bewegtheit aufleuchten. Es ist ein Eigenschaftswort, das auch auf die als weiblich gefühlte Linde in manchem Betracht zuzutreffen scheint. Jedoch wird als Lind(t) eben auch das urtümliche Schlangen- und Drachenwesen angesprochen. Der Lindwurm ist der Drache der Sage, er wird auch Lintdrache genannt, wobei „Wurm“ und „Drache“ an dem sinn gleichen Wort „Lind“(t) erläuternd hinzugefügt erscheint, weil die alte Bedeutung des Wortes Lind (oder Lint) längst vergessen ist. Nun aber ist es seltsam: der Lintdrache Fafner der gemeingermanischen Mythe liegt bei oder unter einer Linde im Wald. Fafner aber ist der Mensch in Wurm-Gestalt. Er ist ein Drachenschlange, also ein nächster Verwandter aller der Schlangen- und Drachenschlangenmenschen grauesten Altertums: der schlangenfüßigen Giganten und der vorderasiatischen Ursaurier wie auch jener urweisen Drachenschlangenmenschen, wie einer von ihnen nach der Sintflut aus dem Meere stieg, um die neue Menschheit die alte Weisheit zu lehren. Es sind also urälteste Menschheitserinnerungen mit dem „Lint“ verknüpft, der unter der Linde haust, im „Wurmbett“, und dort die Schätze der Vorzeit bewacht.

Siegfried, ein mythischer Urverwandter der schwanengeflügelten Valkyria Sieglind, des „weisen Meerweibes“, der drachenentsprossenen, daher noch „lind“ genannten Urwelttochter, tötet den horngepanzerten Lindwurm Fafner. Dessen Blut macht ihn „fest“, aber ein Lindenblatt flattert vom Drachenbaum, klebt ihm am Rücken und hindert dort den Zutritt des Drachenblutes zur Menschenhaut. Die Linde macht also insgeheim gemeinsame Sache mit ihrem Wurzelbewohner und rächt ihn an seinem Besieger. Der „hürnen Seyfried“ bleibt an der Schulter verwundbar und erliegt so dem grimmigen Hagen. Das geschah am Rhein, unweit der Lintburg, die heute noch die Limburg heißt. Ist sonach die Linde nicht der eigentliche Schlangenbaum der Urzeit? Das wäre tief-sinnig genug. Denn ältester Volksglaube verbindet mit dem Schlangewesen das Urwesen der Menschen-

seele. Die Seelen der Toten steigen aus den Gräbern in Gestalt unterirdisch lebender Tiere: als Seelenschlangen, Seelenmäuse, Seelenkröten. Sie gelten deshalb den Lebenden als heilige Tiere und das Volksmärchen hat sie zu seinen Lieblingen gemacht. Die Gräber der Ahnen sind nicht selten mit Linden bepflanzt worden. So hat sich die Linde seit alters als der urtümliche Seelenbaum ausgewiesen, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal als Grabhüterin, sodann als Wurzelwohnstatt der urzeitlichen Seelentiere, insbesondere der Schlangen und Schleichen, die zwischen Türschwelle und Hoflinde ihren Schlupf haben. Aus Fafner, dem weisen Urweltdrachen, ist im Zeitenlauf die kluge Hausotter, die Krönleinsnatter, die zutrauliche Ringelnatter geworden, und aus dem die Drachenschätze hütenden Lindenbaum wurde die mütterlich bewahrende Hof- und Dorflinde sippischen Gemeinschaftsgefühls.

Aber solcher Wandel der Zusammenhänge hat nichts geändert am ursprünglichen Wesensgeheimnis der Linde, Seelenbaum zu sein. Aus diesem Grunde ist die Linde für das deutsche Volk einstmals geradezu „der Baum“ schlechthin gewesen. Er war es zumindest in dem Sinne, daß in der Linde sich alle Urbeziehungen zwischen Mensch und Baum restlos typisiert dargestellt haben. Alles, was vom Seelentum der Bäume, was von Strahlung und mit ihr sich kreuzender Gegenstrahlung menschlichen Seelentums gesagt werden konnte, das kam in den Begegnungen des Volkes mit der Linde zu Wort, Gesang, frohem wie feierlichem Ausdruck. Die Linde scheint von Urzeit her dazu bestimmt, der eigentliche Menschenbaum zu werden. In der Hof-, Haus-, Burg-, Kapellen-, Gedenk-, Friedhofs- und Dorflinde verkörpert sich nach allen Seiten des geselligen Lebens hin Glück und Unheilabwehr, Liebesgeschick und Ende der engeren wie der weiteren Menschengemeinschaft. Das Leben dieses Baumes ist zeitlich in der Tat nahezu unbegrenzt. Die Linde gleicht auch hierin der menschlichen Sippe. Sie ist der wahre Ahnenbaum ihrer eigenen Art im Kreis ihrer zahllosen Stockausschläge. Aus der unerschöpflichen Saftquelle einer einzigen Linde kann im Lauf der Jahrhunderte ein ganzer Lindenhain erwachsen. Die Linde auf dem Hügel von Weihestephan, die der heilige Corbinianus um das Jahr 720 gepflanzt haben soll, galt als der Schicksalsbaum von Freising. Als nun in der Nacht auf den Ostersonntag des Jahres 1865 der zerspaltene Hauptstamm der Corbinianslinde Feuer fing und der Baum ausbrannte, waren Erregung und Furcht in der Bevölkerung groß. Aber das Wunder geschah: noch im selben Jahr schlug der verbrannte Stock neu aus.

Ähnliches von der Unverwüstlichkeit der Linden wird auch von anderwärts berichtet. Die Tassilo-Linde von Wessobrunn, der man ein noch höheres Alter zuspricht, hat mehr als einmal die Wahrheit so zähen Lebens bestätigt, da in ihrem hohlen, rauchgeschwärzten Innern Zigeuner, Wanderburschen und spielende Kinder ihre Lagerfeuer unterhalten haben. Angesichts solcher Lebenskraft und Lebensdauer der Linde lag es nahe, daß manch ein kühnes Geschlecht und manches Gemeinwesen den glückhaften Fortbestand an das Gedeihen einer Haus-, Burg- oder Landeslinde gläubig stolz geknüpft hat. Von mehr als einer Schloßlinde wird die Sage der feindlichen Brüder erzählt: Sie berichtet von dem großen Gesetz des kosmischen Ausgleichs zwischen Aufstieg und Abstieg scheinbar selbst feindlich getrennter Bereiche des Lebens unter dem Walten geheimer Schaffenskräfte. Das Gleichnis der unverwüstlichen Schößlingslinde wird hier zum vollkommenen Spiegelbilde des tieferen Gleichnisses von der Gerechtigkeit aller Daseinsordnung, die das natürliche Leben unlösbar mit dem sittlichen verflucht und Schuld wie sonstiges Unheil an das Verdorren, Sühne und Verdienst an das erneute Blühen der Welt knüpft. Was von der Sippenlinde gilt und in Sagen mannigfacher Art jahrtausendlang die Einbildungskraft des Volkes bewegte, das trifft mit gleicher Sicherheit des seelischen Tiefblicks auch dort auf mythischen Wahrheitskern, wo man sich vom Schicksal solcher Bäume erzählt, die als Gedenklinden, Malbäume oder Stiftsbäume über einer ganzen Landschaft stehen.

So durchgehend der Sagengedanke ist von der Bindung des enger oder weiter gespannten Sippenglücks an das Gedeihen der Hof- und Heimatlinde, so bemerkenswert ist auch die Weiterverbreitung des Märchenbildes von der in das Elsternkleid eingebannten, naturgöttlichen Ordnungsmacht, die das Gestörte und Entartete menschlicher Geschlechter früher oder später wieder ins gleiche bringen. Das schwarzweiße Elsterngewand ist wohl uraltes Gleichnis für den mit Tag und Nacht wohlthätig wechselnden Rhythmus des Lebens, für den menschlichen Teil jener „*harmonices mundi*“, die den Kosmos tönen machen. Über sie wacht die Urmutter. In scheinbar völlig anderem Zusammenhang und in getrennten Bezügen begegnet immer wieder diese mythisch deutungsreiche Zusammengehörigkeit von Linde und zweifarbiger Elster, oder genauer: diese heilige Gemeinsamkeit jenes mütterlichen Wächtertums der Linde mit den verteilten Mächten des kosmischen Umschwungs von Tag und Nacht, von Sommer und Winter als Ausdruck unverbrüchlicher, naturseelisch erfahrener Lebensgesetz-

lichkeit. Tief ins Dunkel der Glaubensvorzeit gerückt reichen ja die Erinnerungen an heilige Bäume. Unter ihnen aber behauptet die Linde den ersten Rang, wo es sich um die Verehrung von Muttergottheiten handelt. Solche Linden beschatteten deshalb auch heute noch allenthalben die meist zu Wallfahrtskirchen gewordenen Marienheiligtümer. Zu ihnen gehören auch die beiden „heiligen Baumburgen“ zu Nauders in Tirol und bei Trostberg in Bayern. Von beiden erzählt sich das Volk, daß dort einst drei Jungfrauen gewohnt haben, die eine weiß, die zweite schwarz, die dritte weiß und schwarz gekleidet, als trage sie ein Elsterngewand. Und heute noch können unter der Baumburg Hinwandernde erleben, daß ihnen von hoch oben herab die drei verwünschten Fräulein unter der uralten Linde hervorwinken, damit er heraufkomme und sie durch Hebung des unermesslichen Schatzes, der unter dem Lindenbaum versunken liegt, erlöse. Diese drei Jungfrauen, von der Kirche als die heiligen Ainbet, Wilbet und Barbet, wenn auch nur zögernd in ihren Heiligenkatalog aufgenommen, sind in Wahrheit die drei Urmütter, die weiße „Frau Sonne“, die dunkle „Mondfrau“ und die elsternscheckige „Erdmutter“, die mit Tag und Nacht das Leben ihrer Geschöpfe abwechselnd segnet und behütet in dem gleichsam musikalischen Hoch und Tief, hörbar im Umschwung der Gestirne. Von diesen drei Bet(h)en unter der Linde singt noch immer das Volkslied:

Da droben auf jenem Berge,
da stehet ein goldenes Haus,
da schauen wohl alle Frühmorgen
drei schöne Jungfrauen heraus.

Man darf wohl mit Fug sagen, daß die Linde unter christlicher Glaubenspflege an Würde und Weihe nur zugenommen, und zwar so entschieden gewonnen hat, daß sie, schon um ihrer tieferen Märchenhaftigkeit willen und ihrer weiblichen Einschmiegsamkeit wegen Eiche und Esche aus der Pflugschaft der Volkseele verdrängt hat. Mit dem Aufgang des Christentums ward alsbald auch „Frau Linde“ zu „Unserer Lieben Frauen Baum“. Die Siedlungsgemeinschaft zwischen Linde und Marienkirche ist offenkundig. Oft ist da schwer zu unterscheiden, ob es sich mehr um die ursprüngliche Verehrung einer wundertätigen Götterlinde handelt, die nachträglich zum Muttergottesbaum geweiht wurde, oder um eine Kultstätte der Marienverehrung. Jedenfalls ist von der Vernichtung altheiliger Linden durch die christlichen Glaubensboten so gut wie nichts im Gedächtnis des Volkes haften geblieben. Die Linde ging allenthalben, mild von Wesen, segensbringend von Wirkung,

leicht und widerspruchslos in den kirchlichen Legendenkreis und in das christliche Brauchtum des Volkes ein. Fast mag es deshalb gleichgültig scheinen, ob und wo die Lindenverehrung der Marienverehrung vorausging, oder aus ihr sich entfaltete. Denn im Holzbildwerk, das „Unsere Liebe Frau“ auf dem Hochaltar der Kirche darstellte, war in jedem Fall auch die Linde mit ihrem Holz gegenwärtig. Und so steckt, gleichsam von Natur, in jeder Linde ein Marienschnitzbild. Das ist auch ein Stück vom Seelenbaum des Volkes, ein Stück von „Unserer Lieben Frau Linde“. Recht sinnig spinnt aus dem Innewerden solchen Zusammenspiels von Lindenverehrung und Marienkult die gemüthafte Einbildungskraft unseres Volkes diese alte Legende:

Einst stand nahe bei Rastenburg im alten Slawenland auf einem Weihehügel eine heilige Linde der Heiden. Das Heiligtum wurde zerstört. Die Linde aber wurde verschont, denn ein Bienenschwarm fiel zornig über die Holzknechte her, die zu der frommen Freveltat ausgesandt waren. Die Bienen sind ja des Heilands und seiner lieben Mutter Boten. Deswegen entliefen die Knechte mit Schrecken, zeigten das Wunder an und es geschah hinfort dem Frauenbaum nichts mehr zuleide. Er grünte so fort. Das scheu gewordene Volk mied den Heidenhügel. Zuletzt stand die Linde so gut wie vergessen.

Nach langer Zeit begab es sich, daß zu Rastenburg auf der Vogtei ein Handwerksbursche gefangensaß, seines Zeichens ein Steinmetzgeselle, ein junges Blut. Der hatte um geringer Missetat willen auf den harten Spruch peinlichen Halsgerichts hier sein Leben verwirkt. Aber bei der Gottesmutter blieb sein Seufzen zu ihr nicht ungehört. Einen Tag vor seiner letzten Stunde erhellte ihr Erscheinen sein dunkles Verlies. Sie trug in der Hand einen Lindenzweig, und sie neigte sich und sprach zu ihm: Verwichen riß ein Sturm dieses Holz von der verlassenen Linde droben am Berg. Es täte mir leid, wenn der Baum verkäme. Du hast ja auf Erden keine anderen wichtigen Geschäfte mehr zu versäumen. Mein Anliegen ist, schnitze mir doch aus dem Holz, was dir gefällt. Ich weiß, du wirst es vollenden. Hernach wär' mirs lieb, du setztest dein Schnitzwerk auf meinen Lindenbaum, daß er nicht mehr gar so verlassen im Winde steht. Die Straße zum Hochgericht führt ja ohnehin drunter vorbei. Den Umweg wird man dir gönnen. Mit so verhauchenden Worten verschwand die Gottesmutter vor den Augen des Gefangenen. Auf der Armsünderbank aber lagen säuberlich Messer und Geißfuß, wie sie der Bildschnitzer braucht. Da fühlte er nichts mehr von seiner Angst und es drang ihn

vom Herzen her zu den Fingerspitzen hinein ein warmes Verlangen, das Bild Unserer Lieben Frau aus dem schmalen Bruchholz herauszuholen, wie er sie noch soeben geschaut hatte: holdselig lächelnd. Zwar war er von seinem Gewerbe her an gröbere Arbeit gewöhnt. Aber kaum hatte er das Bild, das er meinte, in seiner Seele bedacht, da lief ihm auch schon das Messer schier wie von selbst um das Holz, das wuchs ihm unter den Händen nach seinem Bedarf. Das Schnitzmesser aber spänte, und der Stichel grub, und das Schabeisen glättete, daß die Hand dem zügigen Schnitt kaum zu folgen vermochte. Und noch in der Nacht vollendete er das zierliche Werk. Am frühen Morgen ward das Wunder der Nacht offenbar. Der Rat zu Rastenburg wollte dem Befehl der Gottesmutter gehorsamen. Da staunten die Ratsherren über das einzigartige, köstliche Meisterstück ihres Gefangenen und steckten die Köpfe zusammen. Endlich beschlossen sie, dem Willen Unserer Lieben Frau Punkt für Punkt zu genügen. So zog denn der Hohe Rat samt vollzähliger Geistlichkeit in großem Ornat und mit dem vom Halsstrick gehaltenen Gnadenbildschnitzer an der Spitze, geleitet von Standarten und Choralbläsern und nachdrängendem Volk gemeinsam den Weg zum Galgen. Unter dem Lindenhügel bog der Zug ab und nahm den Umweg hinauf zu dem neuerkorenen Muttergottesbaum. Und der arme Sünder befestigte mit eigener Hand das neue Heiltum im Lindengeäst. Sodann geleiteten Obrigkeit, Priesterschaft und Volksmenge den auserkorenen Steinmetzgesellen zum Hochgericht, woselbst die Richter zusammentraten, einen feierlichen Freispruch taten und den Hals des Opfers ihrer Gerechtigkeit des Strickes erledigten. Und unter Trommel- und Trompetenschall verkündigten die Ratsboten des Hohen Rates zu Rastenburg: daß der von Unserer Lieben Frau in der Linde selbst auserlesene Schnitzkünstler ihres gewiß bald als wundertätig sich erweisen werdenden Bildes eingeladen sei, sich als Meister und Zunftgenos, sonder aller Sportel und Gebühr, in der Stadt Rastenburg ehrlich zu setzen.

Die frauliche Natur der Linde hat übrigens im Eichbaum ihre männliche Entsprechung, wie sonst Esche und Erle als mythisches Bäumepaar gelten. Aber die Weiblichkeit der Linde unterscheidet sich doch scharf von der weiblichen Seelenhaftigkeit jener mädchen gleichen, oft auch hexenhaft veranlagten Baumwesen, die ein mehr oder minder leichtlebigeres Verhalten zeigen. Es ist der Geist behütender Mütterlichkeit, der jeder Anhauch des Spukhaften fernbleibt. Wo deshalb die vorchristliche Lindenverehrung mit den christlichen Glaubensansprüchen zusammenstieß,

da schied sich der Weg der mütterlichen Linde meist ohne Zögern von dem der trotzigigen Eiche und der dämonischen Esche und Erle. Die Eiche verfiel dem Teufel und dem christlichen Beil. Die Linde nahm ein Muttergottesbild in ihrem grünen Mantel auf und wurde zum Marienbaum. Nur selten einmal vergriff sich der Bekehrungseifer auch an einer altheiligen Linde. Die Linde als älteste Drachenschatzhüterin bleibt aber lediglich Schauplatz, sie wird niemals eigentlich Teilnehmerin an Spuk oder Zauber. So mögen sich unter ihr wohl gelegentlich auch die Hexen versammeln, wie unter der uralten Linde auf dem Wörth im Staffelsee, unter der schon Bonifatius gepredigt und getauft haben soll. Oder es gehen Geschichten im Volk um wie diese:

Bei Straßberg im Harz steht eine hohle Linde. Unter ihr ist eine tiefe Grube. Man steigt durch das Innere der Linde zu ihr hinab. In der Höhle liegt ein Schatz vergraben. Man muß ihn aber schweigend heben. Drei Männer stiegen durch die Linde hinab und gruben schweigsam, bis ihnen die Schatzkiste entgegenschimmerte. Da wimmelte es auf einmal von vielen, fratzenhaften Geistern, die berieten unter sich, welchen von den dreien sie als Opfer haben wollten. Eins der Gespenster wiederholte immer: „den Rotlatz! den Rotlatz!“ Da schrie der eine Schatzgräber, der einen roten Latz anhatte: „Mich nicht, nehmt euch einen anderen!“ Da war mit einem Schlag der Schatz samt den Geistern verschwunden und die drei Männer tappten im Finstern. Sie fanden den Aufstieg in die hohle Linde erst am Morgen wieder, und ihr Haar war weiß geworden in dieser Schreckensnacht.

Selbst der Umstand, daß die Linde seit grauer Vorzeit Malbaum, also Gräberbaum ist, macht sie nicht unheimlich, sondern verleiht ihr nur vermehrte Heimlichkeit. Zwar sagt man von der Friedhofslinde, daß sie sich mit weit und tief in die Gräber langenden Wurzeln von den Toten ernähre und daß sie die Grüfte leersauge. Aber im sanften Grün ihrer Blätter, im süßen Duft ihrer Wipfel verklärt sich auch die Blutnahrung ihrer Wurzeln zu der nur noch enger empfundenen Blut- und Seelengemeinschaft mit dem Menschengeschlecht. Aus einem so durchaus lebensinnigen, alles Gespenstige auch von der Totenlinde abwehrenden Zugehörigkeitsgefühl der Volksseele zur Lindenseele erblühen solche Sagen wie die von der Blutlinde auf Burg Frauenstein:

Ein Fräulein von Frauenstein liebte einen Dienstmann ihres stolzen Vaters. Sie sah ihren Freund oftmals heimlich zur Dämmerstunde, wenn sie sich außer-

halb des Zwingers erging. Dann huschte sie durch ein verschwiegenes Pförtchen auf eine verwinkelte Bastei, die zwischen Rasen und Gebüsch eine schöne Aussichtsbank barg. Dort kosten die Liebenden einen Sommer lang ungestört. Aber einmal überraschte sie der aufgehende Vollmond. Der schwarze Schattenriß ihres zärtlichen Beisammenseins stand so deutlich vor der gelben Scheibe, daß das Behagen des Frauensteiners, der vom Söller aus den prächtigen Mondaufgang zu genießen gedachte, jählings in Staunen und Wut umschlug. Er eilte gewaffnet zur Bastei, überraschte die unachtsam ineinander Versunkenen und erdoldchte unverweilt den Freund. Da kniete das junge Weib bei dem leblosen Körper nieder und brach in der Verwirrung einen Lindenzweig, meinend, damit die Wunde stillen zu können. Doch als all ihr Bemühen sich als vergeblich erwies, steckte sie den Lindenzweig durch die Blutlache hindurch in die Erde, als wie zum Wächter dieser Mordtat, und zum Friedenszeichen für die Seele des Erschlagenen.

Jener Lindenschöß aber schlug bald Wurzel in dem Blutboden und wurde zu einem starken Baum. Als der Herr von Frauenstein aus dem Getuschel des Volkes erfuhr, daß auf seinem Grund und Boden ein Malbaum erwuchs, befahl er seinen Leuten, die Linde zu fällen. Doch bald meldeten ihm die erschrockenen Knechte, daß bei jedem Schnitt in das Gezweig der Linde Blut aus ihr fließe, ja daß jedes einzelne, abgerissene Blatt blute, daß also keiner der Leute den Hieb ins Leben des Baumes wage. Der Frauensteiner überzeugte sich selbst von dem Wunder der Blutlinde. Ihn schauderte und er ließ schweigend die Hände von ihr.

Von dieser innigen Lebensgemeinschaft der Linde mit dem Volksleben in Freud und Leid ein ganzes Dutzend von Patronaten der Linde aufzuzählen, ist nicht schwer. Die Dorflinde wahrte unverwüstliche Würde. Als Gerichtslinde war sie stets Hüterin der Ahnensippe. Aber im Wandel der Zeiten wurde die Dorflinde endlich zur freundlichen, Schatten spendenden, Friede und Freude um sich versammelnden Beschützerin von Kinderspiel und Jungvolktanz, von Bürgerberatung und Abendgespräch. Die Linde auf dem Dorfplatz ist zum weltheiligen Widerpart des geistlichen Ortsheiligtums der Friedhofkirche geworden. Dorflinde und Friedhofslinde grüßen sich schwesterlich über die Dächer der Bauernhöfe hinweg. Als Gedenkbaum des bürgerlichen Friedens ist die Linde nach schweren Kriegszeiten zum Volksbaum des Gedankens geworden. Und selbst dort, wo inzwischen ein Baum anderer Art, etwa ein Nußbaum ihre Stelle einnimmt, oder neuerdings sogar ein Fremdling wie

die Akazie oder ein Kastanienbaum, da heißt mans dennoch „Zur Linde“. Manches Bauerngeschlecht, das sich im Besitz eines solchen Geschlechterbaumes wußte, hat sich diesen Baumnamen mit Stolz zum Familiennamen erwählt und nannte sich „Zurlinden“.

Die Pflege der Gemeindelinde ist heiliges Amt. Es kann an Heiligkeit verglichen werden mit Hut und Ehrung des Herdfeuers. Feuer und Linde dürfen nicht beleidigt werden. Die Linde rächt sich zwar nicht aus eigendämonischen Kräften für Beleidigung oder Verwahrlosung. Aber sie wird gerächt von jenen oberen Mächten, die, wie die „Drei Ewigen“ über die volkstümliche Heiligkeit des Lindenbaumes wachen. Die Linde ist ja der Friedensbaum schlechthin. Man könnte sie die deutsche Palme nennen. Lindenzweige sind wie Palmzweige am Palmsonntag Sinnbilder der Ewigkeit. Als Teile des Frauenbaumes sind sie zugleich Sinnbilder eines weiblich geschichtsfremden Seelentums. Hier verdeutlicht sich noch einmal die Gegensatzhaltung des Lindenwesens zum Eichenwesen: Eichenzweige sind Herausforderungszeichen des kriegerischen Männerbaumes und des ihm einwohnenden Kampfgeistes. Das Glück der Volksgemeinschaft aber wohnt in der Linde, das Gedenken der Ahnen im zeitlosen Frieden der Vergangenheit und die Wahrung friedebringenden Geschehens ist ihr anvertraut. Dörfer und Städte gibt es, die von sich bekennen, daß sie in all ihrer Statlichkeit bei einer Linde liegen wie andere Orte an einem Fluß oder Berg, denn die Nachbarschaft der Linde ist immer gesegnet. Zwar übt sie keinerlei Zauber, aber von fremdher andringende Bezauberung macht sie unschädlich. Ausdruck dafür ist die Heilkraft der Lindenblüte. Sie nimmt das Fieber aus dem Blut. Das Fieber denkt sich der Volksglaube als angehext oder selbst als spukhaftes Wesen. Die Abwehrkraft der Linde wird seiner im Lindenblütentee Herr. Der Fieberdämon flieht den Lindenduft, der die Herrgottsvögelein, die Bienen, so heilsam anzieht, denn der Lindenhonig enthält den gespeicherten Lindensegnen. Man könnte da fast von einer Mythologie der Lindenblüte und des Lindenhonigs sprechen.

Der Zweiklang: Linde als Lebensmutter und Linde als Marienbaum wird zum Dreiklang durch die Linde als Hüterin heiliger Quellen und Brunnen. Diese sind ja die Spenderinnen des Lebenswassers. Der Wasserhunger der Linde, der freilich stehende Gewässer im allgemeinen meidet, läßt den Lindenbaum über den Brunnenstuben besonders wohl gedeihen. So wurde die Linde endlich auch zum lebensbeschützenden Brunnenbaum. Als Hüterin über dem Lebens-

wasser steht sie überall gerne, wo der Dorfbrunnen sprudelt.

„Lindenbrunn“ müßte, so meint man, der Ort wie so mancher heißen haben, bei welchem Herr Walther von der Vogelweide singt:

Bei dem Brunnen stand ein Baum,
da gesach ich einen Traum:
ich war von der Sonnen
gegangen zu dem Bronnen
bei der lieben Linden
kühlen Schatten zu finden.

Von mehr als einer Marienlinde, zu deren Füßen ein Quellwasser entspringt, gilt, daß sie die wohltätige Spende des trinkbaren Wassers mit Heilkräften durchsegnet. Und es wird von einer solchen ähnliches erzählt, wie von der Corbinianslinde bei Weihenstephan: die Quelle, die unter ihren Wurzeln hervorkam, hatte solche Heilkraft. Glieder- und Augenranke kamen und wuschen sich ihre Leiden in ihr ab. Aber als man anfing, das Wasser in Flaschen ab-

zufangen und zu verkaufen, da versiegte der Quell und das bezahlte Wasser verlor seine Kraft.

Wo der städtische Brunnenplatz sich weitet, da ist er seit alters von Linden umsäumt, und vielerorts führt der heimliche Ort den Namen „Unterlinden“. Der Lebens- und Geschlechterbaum ist eben auch an den Lebens- und Geschlechterquell, an den „Kindlesbrunn“, für deutsches Volksempfinden unablässig gebunden. Am Brunnen unter der Linde träumt Liebe von Liebe, von Heimatglück und stillem Hausfrieden. Davon sang noch gestern der Wanderbursche, wenn er in die Fremde zog:

Am Brunnen vor dem Tore
da steht ein Lindenbaum,
ich träumt in seinem Schatten
so manchen süßen Traum.

Mit dem Abdruck dieses Beitrags grüßen und ehren wir unseren schwäbischen Landsmann, den Dichterphilosophen Friedrich Alfred Schmid Noerr, zur Vollendung seines 90. Lebensjahres am 30. Juli 1967 mit aufrichtigen Wünschen für sein weiteres Schaffen.

Was uns beschäftigt - was uns angeht

Das Blautal macht von sich reden

In dem seit mehr als 10 Jahren unter Landschaftsschutz gestellten Teil des Blautales oberhalb Herrlingen sind wassertechnische Änderungen beabsichtigt, welche sicher nicht ohne Einfluß auf die hübsche Tallandschaft bleiben werden. Da die zuständigen Stellen, die über solche Landschaften zu wachen und bei allen Veränderungen wenigstens gutachtlich mitzusprechen haben, offenbar nicht ausreichend unterrichtet wurden, erschien es notwendig, die Tagespresse zu bemühen und wir sind der „Stuttgarter Zeitung“ dankbar, daß sie am 17. 3. eine Zuschrift des Schwäbischen Heimatbundes mit dem folgenden Wortlaut ungekürzt veröffentlicht hat.

Dem lieblichen Blautal droht Gefahr

Gewässerkorrektur im
Landschaftsschutzgebiet -
Zuschrift des Schwäbischen
Heimatbundes

Von dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Oberbaurat i. R. Walter Kittel, erhalten wir die folgende Zuschrift. (Die Red.)

Aus Ulmer Kreisen, die am Naturschutz und an der Heimatpflege verantwortungsvoll Anteil nehmen, hören wir, daß man sich dort in großer Sorge um ein stadtnahes Erholungsgebiet befindet, das sich bis heute noch viel von seiner Ursprünglichkeit bewahrt hat. Im Blautal soll angeblich schon in nächster Zeit der erste Abschnitt einer durchgreifenden Gewässerkorrektur begonnen werden. Dabei ist das Blautal durch Verordnung vom 15. Januar 1954 als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen, damit seine besondere landschaftliche Schönheit und Eigenart für die Allgemeinheit erhalten bleibe. In der Beschreibung zu der damaligen Verordnung ist aus-

drücklich bemerkt: „Der Blaulauf ist in seinen alten Schlingen erhalten.“ Gerade diese Tatsache hat also offenbar bei der Unterschutzstellung eine Rolle gespielt.

Was soll der Landschaftsschutz nun noch bedeuten, wenn dem Flußtal eben diese Eigenart genommen wird? Das Fließchen, das sich in wechselnder Breite und Tiefe, hübsch bewachsen, durch die Wiesen schlängelt, würde durch die Korrektur in ein gleich breites, in der Hauptsache gleichförmig gezogenes Bett gezwängt, dem man die Künstlichkeit auf jedem Meter ansehen würde, auch wenn die Böschungen etwas begrünt würden. Die Höhenlage des Wassers würde zudem verändert, womit sich die Grundwasserverhältnisse und zwangsläufig auch die Lebensbedingungen für die Pflanzen- und Tierwelt grundlegend verwandeln. Hierfür gibt es der warnenden Beispiele genug, wenn auch die